

BAUNETZWOCHE #554

Das Querformat für Architekten

26. März 2020

ÖSTERREICHISCHE UTOPIEN

ARCHITEKTUR DER
SIEBZIGERJAHRE

TRUMPS
NEUE
TOILETTE

Making Federal Buildings
Beautiful Again

DIESE WOCHE

Der Fotograf Stefan Oláh arbeitet mit einer analogen Großformatkamera und beschäftigt sich oft tagelang mit seinen Motiven. Doch manchmal muss er vor allem schnell sein, denn viele österreichische Bauten aus den Siebzigerjahren, die er in den letzten Jahren fotografiert hat, wurden zwischenzeitlich abgerissen. Im Interview berichtet er von den Mühen der Bildfindung, der Schönheit auf den zweiten Blick und gescheiterten Utopien.



6 Österreichische Utopien Architektur der Siebzigerjahre

Von Nina C. Müller
Fotos: Stefan Oláh

3 Architekturwoche

4 News

20 Bild der Woche

Titel: Lüftungsbau des Arlbergtunnels in Tirol von Hubert Prachensky, Ernst Heiss und Ernst Lackner, 1978

oben: Treppenhaus in der UNO-City, Vienna International Centre von Johann Staber, 1973–79

Heinze GmbH | NL Berlin | BauNetz

Geschäftsführer: Dirk Schönning

Gesamtleitung: Stephan Westermann

Chefredaktion: Katrin Voermanek (ad interim)

Redaktion dieser Ausgabe: Gregor Harbusch

Artdirektion: Natascha Schuler



Keine Ausgabe verpassen mit
dem Baunetzwoche-Newsletter.
Jetzt abonnieren!



National Capital Planning Commission, File 8077

DIENSTAG

Der Maßstab ist klein, die formale Geste groß: Im Garten des Weißen Hauses betreut die Hausherrin Melania Trump gerade die [Planung zweier Neubauten](#). Das schlichte Betriebsgebäude der Gärtner und ein Toilettenhäuschen am Tennisplatz der First Family müssen weichen. Stattdessen sind zwei repräsentative klassizistische Bauten geplant. Als Orientierungspunkt dient die Formensprache des Weißen Hauses. Der formale Rückgriff auf die Antike ist dabei weit mehr als ästhetische Spielerei, sondern steht in einem größeren Zusammenhang. Denn seit einigen Wochen kursiert der Entwurf eines präsidentialen Dekrets, in dem Donald Trump für Neubauten der Regierung auf Bundesebene in geradezu autoritärer Manier klassische Stilformen vorschreiben lassen will. Titel des Dekrets: Making Federal Buildings Beautiful Again. *gh*

NEWS

DIAGONALE DATSCHA

DEAR MAGAZIN



Foto: Francesca Perani

Wenn die Wände dieses Mikrohauses in Bergamo sprechen könnten, hätten sie sicherlich einiges zu erzählen. Denn Francesca Perani ist nicht nur Architektin, sondern auch Grafikerin, Feministin und Weltbürgerin. Und das sieht man ihren Projekten an! Eine Veranda aus den Fünfzigerjahren entwickelte sie zu einem Refugium für eine italienisch-iranische Familie und deren Gäste. Mit einfachen Materialien und möglichst wenig rechten Winkeln gelang ihr ein höchst individueller, orientalistisch inspirierter Ort in eklektizistischem Stilmix. „Mich interessieren Experimente und riskante Optionen, von denen ich glaube, dass sie Räume emotionaler gestalten können“, sagt sie.

www.dear-magazin.de

RICHTUNGSWEISEND ROT

BAUNETZ WISSEN



Foto: Christian Richters

Mehr als anderthalb Jahrzehnte nach dem entscheidenden Wettbewerb konnte die Nationalbibliothek von Luxemburg nach Plänen der Münsteraner Architekten Bolles + Wilson eröffnet werden. Repräsentativ erhebt sie sich an der Avenue John F. Kennedy mit einer Fassade in wechselnden Rottönen. Die Flanken des turmartig überhöhten Kopfbaus weichen zurück. Den südöstlichen Eingang markiert ein übergroßer, strahlend weißer Einschnitt in die Kubatur, das Magazin hingegen liegt verborgen hinter Gabionen. Foyer und Lesesaal sind weiträumig: Unter einem Dach mit dreieckigen Öffnungen, getragen von baumartig verzweigten Stahlstützen überlagern sich die Ebenen als Terrassen.

www.baunetzwissen.de/beschlaege

BOTANICAL CITY

BUCHTIPP



Foto: Mona Caron

Auf Bäume, Parks und qualitative Grünflächen in der Stadtplanung können sich eigentlich alle einigen. Doch auch jenseits des von Menschenhand geplanten und gepflegten Grüns findet man in allen urbanen Räumen seit Jahrhunderten vielfältige botanische Systeme. Spontanvegetation in den unmöglichsten Ecken und Ritzen, überwucherte Restflächen oder ungepflegte Stadtbrachen sind einige der Phänomene, von denen aus die Publikation *The Botanical City* aus wissenschaftlicher und künstlerischer Perspektive auf Ökologien im urbanen Raum blickt. Das von den beiden Geographen Matthew Gandy und Sandra Jasper herausgegebene Buch umfasst über 30 Beiträge internationaler Autor*innen.

www.jovis.de

Architekt (m/w/d)
Ingenhoven Architekten

BAUNETZ ARCHITEKTEN

NEU!

BaunetzJobs
Der BauNetz Stellenmarkt als interaktive Job-Karte

_Geneigtes Dach

Anfallpunkt
Drempel
EPDM
Mönchdeckung
Pfettendach
Srefen

... noch Fragen?

ÖSTERREICHISCHE UTOPIEN

Stefan Oláh beim Fotografieren eines
Lüftungsschachts des Arlbergtunnels
Foto: Nike Eisenhart



ÖSTERREICHISCHE UTOPIEN ARCHITEKTUR DER SIEBZIGERJAHRE

VON NINA C. MÜLLER

Durch die Digitalisierung ist eines der klassischen Wesensmerkmale der Fotografie verloren gegangen: die Authentizität. Natürlich wurde auch früher schon retuschiert, doch grundsätzlich galt lange Zeit, dass ein Foto eine Wirklichkeit abbildet, die im Moment des Auslösens genau so existiert hat. Der Wiener Stefan Oláh arbeitet ausschließlich analog und schafft Architekturfotografien, in denen sich manifestierte Erinnerung und ungewisse Zukunft überlagern. In seinem aktuellen Buch beschäftigt er sich

mit den zukunftsfrohen und mutigen Bauten, die in den Siebzigerjahren in Österreich entstanden. Der Wert dieser Architektur ist der breiten Öffentlichkeit oft nur schwer zu vermitteln. Viele Bauten sind bedroht und manche wurden abgerissen kurz nachdem Oláh sie aufgenommen hat. Mit seinen Aufnahmen möchte Oláh auf die verborgenen Qualitäten dieser Bauepoche aufmerksam machen. Und den Stoff aufzeigen, aus dem Träume sind.

Z-Sparkasse („Domenig-Haus“) in Wien
von Günther Domenig, 1975–79

Stefan Oláh, was war der Anlass für Ihre Auseinandersetzung mit den Siebzigerjahren?

Unabhängig davon, dass ich selbst ein Kind der Siebzigerjahre bin – 1971 geboren – beschäftige ich mich in meiner Arbeit schon länger mit Dekaden der Architektur, ganz bewusst auf Österreich begrenzt. Nach meinem Buch „Österreichische Architektur der Fünfziger Jahre“ sollte der Folgeband das nächste Jahrzehnt behandeln. Im Zuge der Recherchen stellte sich jedoch heraus, dass die Sechzigerjahre schwer fassbar sind, weshalb meine Herausgeber Martina Griesser-Stermscheg und Sebastian Hackenschmidt und ich sie vorerst ausklammern. Wir konzentrieren uns in „Bunt, sozial, brutal. Architektur der 1970er Jahre in Österreich“ allein auf die Siebzigerjahre und bereiten parallel einen Band zur Postmoderne vor. Schon für das Vorgängerbuch über die Architektur der Fünfzigerjahre gab es einen gewissen Druck, weil plötzlich ein großes Bauwerk nach dem anderen aus dieser Zeit abgerissen wurde. Etwa der Südbahnhof in Wien, der Plenarsaal des Wiener Parlaments, das Paracelsusbad in Salzburg und viele mehr. Ähnlich war es mit den Siebzigerjahren. Zahlreiche Gebäude, die in diesem Buch abgebildet sind, stehen nicht mehr, während wir uns hier unterhalten.

Wie würden Sie ihre Arbeitsweise beschreiben? Und was hat Ihre Auswahl der gezeigten Bauwerke bestimmt?

Der Abriss ist im wahrsten Sinne meine Deadline. Dann muss ich handeln, bevor das Bauwerk weg ist. Diese zeitliche Komponente in meiner Arbeit begann schon 2008, als ich ein Buch über Wiener Tankstellen machte. Inzwischen habe ich ein fast unfreiwilliges Alleinstellungsmerkmal erhalten als derjenige, der immer das vom Verschwinden Bedrohte oder das Ephemere festhält. Hinzu kommt, dass ich nicht im Auftrag von Bauherr*innen und Architekt*innen arbeite – oft sind diese im Fall meiner Gebäude auch gar nicht mehr am Leben. Deshalb kann ich selbst eine Auswahl treffen und das abbilden, was ich als hochwertig und kultur-, stadt- oder zeitgeschichtlich relevant empfinde. So habe ich für dieses Buch jeweils einen baulichen Repräsentanten aus den verschiedenen Bereichen wie beispiels-





weise Energiegewinnung, öffentliche Veranstaltungsräume oder gefördertes Wohnen ausgewählt. Ziel ist es, sowohl eine thematische Mischung zu zeigen als auch Objekte, die nicht sonderlich bekannt sind.

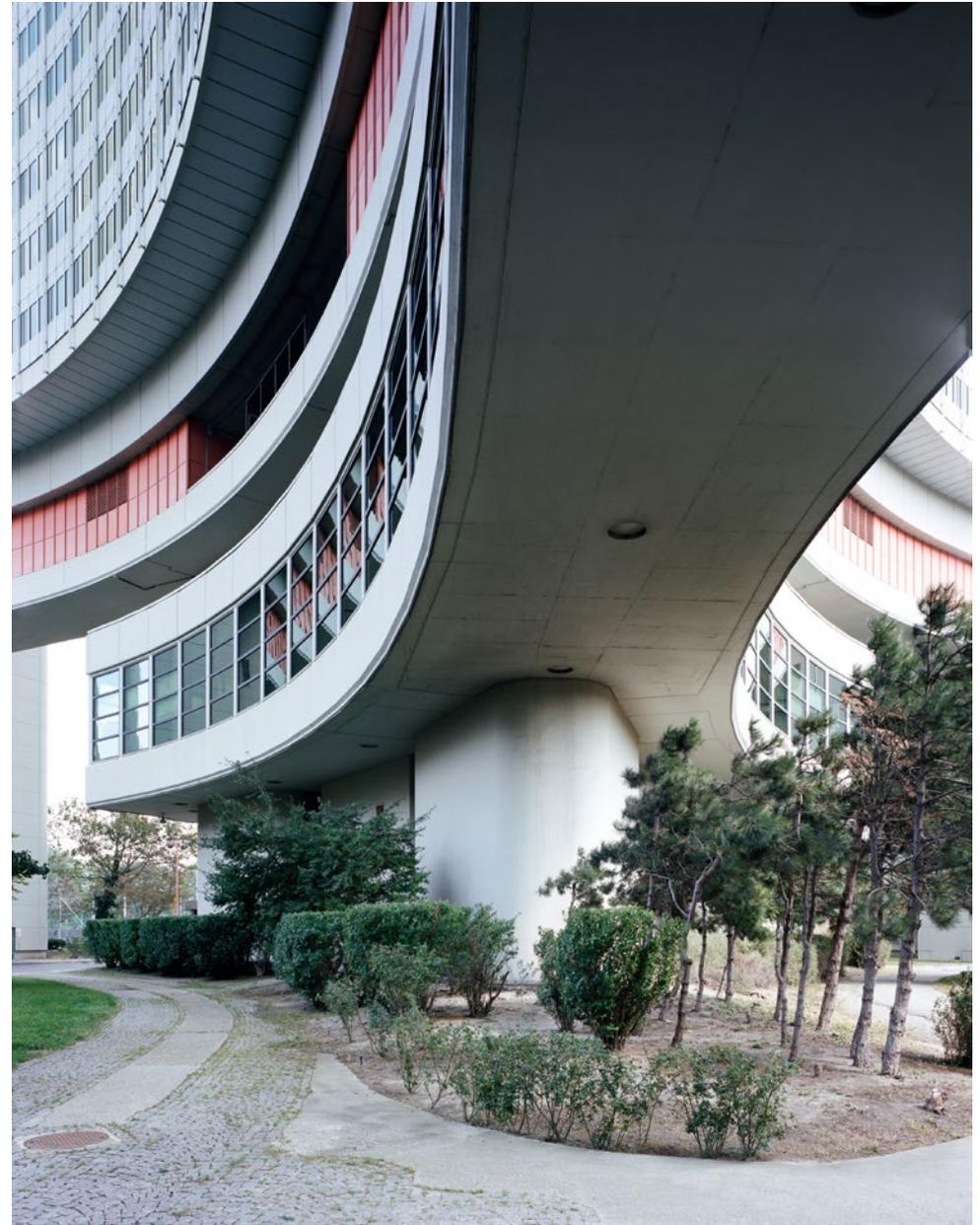
Was macht die österreichische Architektur der Siebzigerjahre aus? Und wie unterscheidet sie sich im Vergleich zu anderen Ländern und Zeiten?

Das ist eine große Frage. Im Europa der Nachkriegszeit ist die Architektur meiner Ansicht nach ähnlich. Man schätzte solides Handwerk, hochwertige Materialien, handwerkliche Perfektion und Langlebigkeit. Das änderte sich in den Siebzigerjahren. Plötzlich ging es nicht mehr um perfekte Spaltmaße, sondern um Utopien. Man setzte auf von der Raumfahrt beeinflusste Architekturen, auf amorphe Formen, auf Fassaden aus Aluminium. Man fragte sich, wie sich die Architektur komplett neu erfinden ließe. Die Erdfunkstelle von Gustav Peichl in Aflenz lässt eine Formensprache erkennen, die an James-Bond-Filme erinnert. Auch die Lüftungsschächte des Arlbergtunnels von Hubert Prachensky, Ernst Heiss und Ernst Lackner mit ihren unverkennbaren futuristisch-skulpturalen Formen sind in diesem Kontext erwähnenswert. Sie gelten heute als echte Ikonen. Vor kurzem wurde hier ein Science-Fiction-Film gedreht. Diese Beispiele zeigen, dass Architektur Zeit braucht. Der Architekturkritiker und Schriftsteller Friedrich Achleitner stellte einmal fest, dass sie in der Regel 50 Jahre überleben muss, damit sie bleibt. Ein halbes Jahrhundert ist sozusagen die Zielgerade. Ab dann hat sie große Chancen, zu bleiben.

Wie kommt es, dass sie mit der österreichischen Botschaft in Brasilia genau ein internationales Projekt im Buch zeigen?

Ich hatte schon lange eine große Faszination für Karl Schwanzers Botschaft und wollte sie unbedingt im Buch unterbringen. Sie steht zwar in Brasilien, ist aber aufgrund ihres österreichischen Hoheitsgebietes ein Teil von Österreich. Die extraterritoriale UNO-City von Johann Staber hingegen befindet sich in Wien, gehört aber eigentlich nicht zu Österreich. Der dritte internationale Repräsen-

Lüftungs- und Schachtkopfbauten des Arlbergtunnels in Tirol von Hubert Prachensky, Ernst Heiss und Ernst Lackner, 1978



UNO-City, Vienna International Centre von Johann Staber, 1973–79



UNO-City, Vienna International Centre von Johann Staber, 1973-79



Österreichische Botschaft in Brasilia (Brasilien) von Karl Moschetti, 1971–74



tant – mit einem Augenzwinkern – ist die Republik Kugelmugel des Künstlers Edwin Lipburger. Mit der Holzkugel, die seiner Meinung nach über einen eigenen Mittelpunkt verfüge und somit unabhängig vom Erdkugelmittelpunkt sei, umging er die österreichischen Baubestimmungen. Ohne Baugenehmigung gründete Lipburger so im Zentrum von Wien, eingezäunt von Stacheldraht, eine Mikro-Nation. Mit eigenen Pässen und Gesetzen machte er sich lustig über die Behörden. Noch immer erhält man dort bei Ankunft ein Visum und einen Stempel, ganz so, als würde man in ein anderes Land reisen. Wir haben also drei „internationale“ Beispiele im Buch.



Links: Österreichische Botschaft in Brasilia (Brasilien) von Karl Schwanzer, 1971–74
Rechts: Rechenzentrum in Wien von Harry Glück, 1976–80

Einige Bauwerke, die Sie zeigen, könnte man durchaus als Bausünden bezeichnen. Gibt es aus Ihrer Sicht eine Architektur des Scheiterns?

Da gibt es mehrere Beispiele, etwa das ehemalige Wiener Rechenzentrum von Harry Glück mit seiner verspiegelten, braunen Glasfassade. Das Projekt war eine interessante Lösung für ein Eckgrundstück, denn in der spiegelnden Fassade sind die um-



liegenden historistischen Fassaden zu sehen. Man sieht eigentlich weniger das Haus selbst, als vielmehr dessen Nachbarschaft. Das Haus fungierte als Rechenzentrum des Wiener Rathauses und diente lediglich dazu, Großrechner unterzubringen. Es erlaubt keine natürliche Belichtung und Belüftung und wurde als eindeutiger Zweckraum entwickelt. Man könnte auch sagen, eine Art Endzweck-Raum, der für eine Nachnutzung absolut ungeeignet war. Durch die technische Entwicklung sind solche Gebäude heute obsolet geworden.

Links: Botschaft der Republik Kugelmugel in Wien von Edwin Lipburger, 1971

Rechts: Karl-Wrba-Hof in Wien von Matthäus Jiszda, Hedy Wachberger, Ernst Irsigler, Rupert Falkner, Stefan Karabiberoff, Helmut Schultmeier, Gunter Wratzfeld, Werner Schröfl und Franz Kaminsky, 1972–82

Der Titel des Buches lautet „Bunt, sozial, brutal“. Wo bleibt die Ästhetik?

In all den von mir ausgewählten Architekturen gibt es immer einen eindeutigen Gestaltungswillen. Dieser steht andererseits stets unter verschiedenen Zwängen, beispielsweise im sozialen Wohnbau. Man wird etwa den Karl-Wrba-Hof – unter anderem von Stadtplaner Rupert Falkner realisiert – nicht gerade als Schönheit bezeichnen.



„Wohnen morgen“ in Hollabrunn (Niederösterreich)
von Ottokar Uhl und Jos Weber, 1971–76

Ottokar Uhl und Jos Weber entwarfen. Hier taten sich Menschen ohne Vermögen zusammen, um auf der Basis einfacher Betonfertigbauweise Wohnungen zu realisieren, die ihren Bedürfnissen entsprachen und zu ihrem Eigentum wurden. Auch dieses Haus spricht mich von außen zuerst einmal wenig an, aber seit ich die Geschichte dazu kenne, bin ich begeistert.

Wie suchen Sie sich Ihre Perspektiven? Und wo in Ihrer Arbeit verläuft die Grenze zwischen Dokumentation und Kunst?

Fotografie von Industriebauten in der Tradition von Bernd und Hilla Becher wird gerne mit diffusem Licht gemacht. In solchen Situationen muss die Architektur überzeugend sein und zumindest eine grafische Formensprache aufweisen. Es gibt aber auch Bauten wie die Perlmöoser Zementwerke von Karl Schwanzer in Mannersdorf, die fotografisch schwer zu fassen sind. Hier muss man sich das Foto hart erarbeiten. Mein Blick ist immer liebevoll, und ich nehme viele Anläufe. Nicht selten trete ich bis zu 25 Mal an die Objekte heran. Aber es bleibt eben auch eine Frage des Zufalls – ob die Lichtverhältnisse stimmen oder sich nicht gerade Baustellen vor den Gebäuden befinden. Da Jahreszeiten und Witterungen die wichtigsten Faktoren meiner Arbeit sind, plane ich im Vorfeld so viel wie möglich mit Landkarten, Kompass und Sonnenstand-Apps. Oft geht aber auch das nicht. Den Arlberger

Allerdings stellte sich bei meiner mehrtägigen Recherche vor Ort heraus, dass die Bewohner*innen unglaublich glücklich und zufrieden sind, denn sie haben Luft, Licht und Ausblick. Es gibt keine einzige Wohnung ohne Balkon oder mit Blick auf eine Wand. Alle schauen in die Weite. Dieser Bau hat meine Wahrnehmung von Architektur verändert. Seine visuellen Qualitäten mögen auf den ersten Blick uninteressant sein. Wenn man aber hört, dass dort viele zufriedene Menschen wohnen – und wir sprechen hier von sozialem Wohnungsbau und günstigen Mieten –, dann finde ich das toll. Ähnlich ist es bei „wohnen morgen“, einem utopischen Wohnprojekt, das

Lüftungsschacht zum Beispiel wollte ich wegen seiner alpinen Lage auf jeden Fall im Winter fotografieren. Im Sommer wäre alles einfacher gewesen, jedoch beabsichtigte ich eine gewisse Dramatik. Als ich dort ankam, war der Himmel über eine gesamte Woche stahlblau. Es gab weder Nebel, noch Wolken, was mich fast verzweifeln ließ. Letztlich beschloss ich, ganz früh bei Sonnenaufgang zu fotografieren. Einfacher war es in Brasilia. Dort hatte ich bewusst die Regenzeit für meine Bilder der Botschaft ausgesucht und bekam dann die Gelegenheit, während eines aufziehenden Unwetters zu fotografieren.



Brucknerhaus in Linz von Kaija und Heikki Sirén, 1969–74



Terrassenhaus in Graz von der Werkgruppe Graz (Eugen Gross, Friedrich Gross-Rannsbach, Hermann Pichler, Werner Hollomey, Walter Langgner und Peter Trummer), 1972–78

Permooser Zementwerke in Mannersdorf (Niederösterreich)
von Karl Schwanzer, 1970

Was unterscheidet Ihr Werk von klassischer Architekturfotografie?

Der große Unterschied ist, dass ich keine Auftraggeber habe, weshalb mein Blick nicht im werblichen Sinne idealisieren muss. Die kommerzielle Architekturfotografie orientiert sich immer mehr an digitalen Simulationen. Auch mit Retusche geht die klassische Auftragsfotografie äußerst frei um. Diese Art der Bilderfindung und -umdeutung gibt es bei mir nicht. Das liegt vor allem daran, dass ich ausschließlich analog im Großformat fotografiere, mit einer Linhof Technika und 4x5 Inch Kodak Farbnegativfilm. Außerdem arbeite ich ausschließlich mit fotografischen Mitteln. Das bedeutet, ich schaue auf Helligkeit, Kontraste und Farbstimmungen. Ich greife nie in das Bild ein, um etwas zu entfernen. Da bleibt nicht viel Spielraum. Daher gebe ich mir viel Mühe mit meiner Standortwahl. Hinzu kommt, dass sich oft keine zweite Möglichkeit zum Fotografieren bietet, entweder weil ich nicht nochmals dorthin komme oder weil das Gebäude kurz vor dem Abriss steht. So halte ich mich häufig tagelang an einem Ort auf, nur um ein einziges Foto zu machen.

In ihrem Buch werden die Siebzigerjahre als eine Zeit der Popkultur, Sozialutopie und Umweltkrise beschrieben. Einiges davon trifft auch heute wieder zu. Was können wir aus der Geschichte mitnehmen?

Einerseits Mut zur Utopie. Andererseits ist es mir ein Anliegen, Bewusstsein für Bestehendes zu schaffen. Wir sollten nicht immer alles voreilig zerstören, nur weil es gerade nicht mehr gefällt. Vielmehr geht es doch darum, Qualitäten zu demonstrieren, die sich der Allgemeinheit vielleicht auch erst später erschließen. Immer wieder fällt mir auf, dass wir unsere gebaute Geschichte aus Profitgier abreißen. Stattdessen sollte man sich anschauen, wie architektonische Fragen damals gelöst wurden und wo die Gründe dafür liegen, wenn manche Gebäude auch nach langer Zeit noch immer gut aussehen. Meine inzwischen verstorbene Kollegin, die Architekturfotografin Sigrid Neubert, fotografierte die österreichische Botschaft in Brasilien schon vor vielen Jahren. Damals waren die Pflanzen des umliegenden Gartens noch klein. Inzwischen wirkt er wie ein Urwald, und man sieht, wie



die Intention des Architekten erst jetzt aufgeht. Schwanzler hatte ihn als diesen wild wachsenden Park angelegt, in dem die reifen Mangos von den Bäumen fallen und die Kolibris zwitschernd umher fliegen.

Ist das der Stoff, aus dem Träume sind?

Diese Worte stammen aus einer Installation des Künstlers Marko Lulia, der häufiger mit Schriftzügen arbeitet. Er brachte sie 2010 an der Fassade der Terrassenhaussied-

lung St. Peter in Graz an. Es handelt sich hier um einen Wohnkomplex der Werkgruppe Graz, der maßgeblich unter Beteiligung der Bewohner*innen entstand. Mir gefielen die grünen Balkone, Terrassen und die gesamte Erschließung. Besonders beeindruckten mich aber die diversen sozialen Kontakte und Aktivitäten, die durch die halboffene Gestaltung der Gebäude entstanden. Das fand ich atemberaubend. Und ich verstand sehr genau, warum diese Worte dort standen.



Bunt, sozial, brutal. Architektur der 1970er Jahre in Österreich Fotografiert von Stefan Oláh

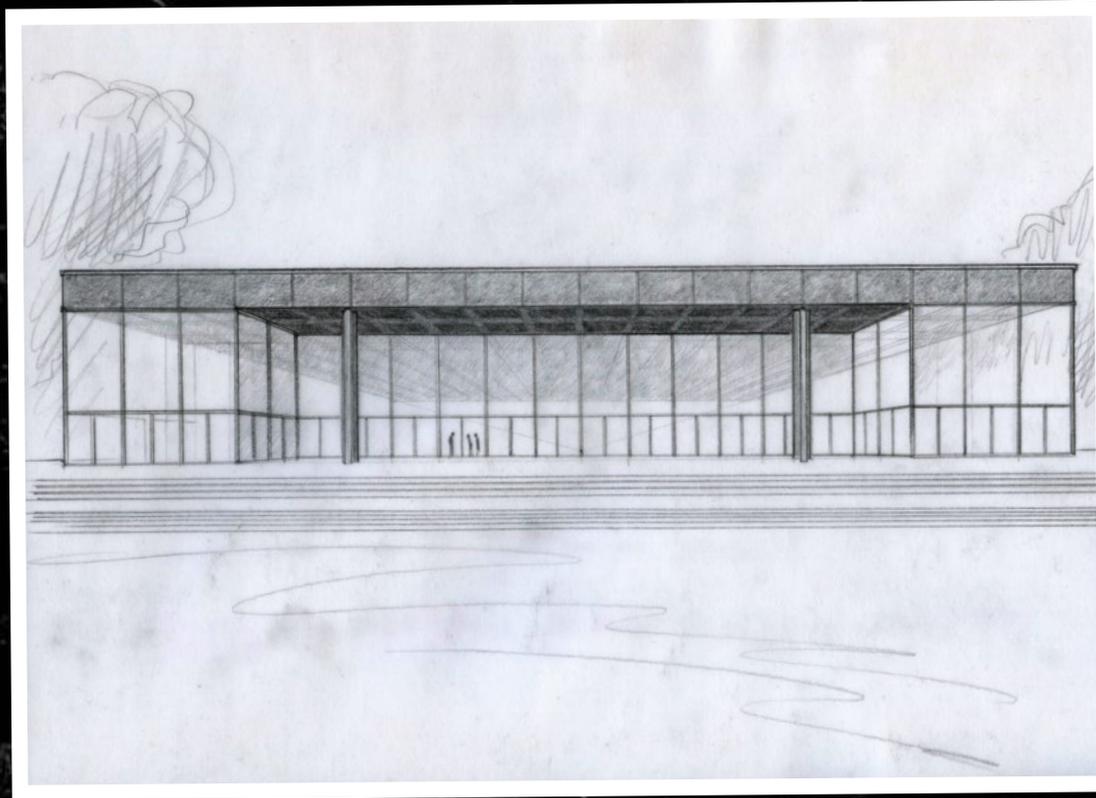
Herausgegeben von Martina Griesser-Stermscheg und Sebastian Hackenschmidt
152 Seiten
[Verlag Anton Pustet](#), Salzburg 2019
ISBN 978-3-7025-0934-7
35 Euro

STEFAN OLÁH, Jahrgang 1971, ist Fotograf und lebt in Wien. Er konzipiert und realisiert fotografische Bildserien, arbeitet in den Bereichen Kunst, Kultur und Wissenschaft und war von 1995 – 2017 Lektor bzw. Senior Artist an der Universität für angewandte Kunst in Wien.

www.olah.at



Atomkraftwerk Zwentendorf
(Niederösterreich)
Siemens-Konsortium, 1973



MIES AUF IRRWEGEN

Diese kürzlich erstmals publizierte Skizze Mies van der Rohes für die Neue Nationalgalerie in Berlin wirft massive Fragen auf. Nahm Mies die Idee der perfekten Form gar nicht so ernst, wie gemeinhin postuliert? Dachte er tatsächlich darüber nach, in Anlehnung an Schinkels Altes Museum eine eindeutige Eingangssituation zu artikulieren? Oder hatte er es im Alter einfach nicht mehr im Griff? Alle Mies-Fans, deren Weltbild nun zu wanken droht, können beruhigt sein: Die Zeichnung ist von Gottfried Müller, der seit Jahren in Bild und Wort gegen die erdrückende Ernsthaftigkeit der Architektur ankämpft. Seine falsche Mies-Skizze stammt aus einer von 16 Satiren, die eben in einem äußerst unterhaltsamen Büchlein erschienen sind. *gb* // Gottfried Müller, Vorläufige Höhepunkte der Baukunst. 16 Geschichten, Birkhäuser 2020